

Wie soll man heute Wilhelm Klein lesen?

Mehr als zehn Jahre nach dem Tod von P. Wilhelm Klein (Münster, 7.1.1996) und fast fünfzig Jahre nach der ersten Abfassung seiner Handschriften (Rom, 1958-1961) gibt es viele und zuweilen gegensätzliche Deutungen seines Denkens. Das hat sich anlässlich der Feier des zehnten Jahrestages seines Todes (Regensburg, 7.1.2006) deutlich gezeigt. Wir sollten demnach daran festhalten, daß es Arbeiten gibt - und vielleicht ist Wilhelm Kleins Werk eines von diesen - , die von ihrer Natur her nicht leicht zu deuten und auch nicht leicht bis auf den Grund zu enthüllen sind. Wir bemühen uns, in sie einzudringen, sie kennenzulernen, in Wirklichkeit aber erfassen wir lediglich Einzelheiten, Nuancen, und bestenfalls meinen wir doch nur, das richtige Verständnis davon zu besitzen.

1. Theologie im Hintergrund

Man erzählt sich, daß Théophil Gautier, der Lehrer Baudelaires, nach stundenlanger Betrachtung von Velásquez' *Las Meninas* gebrüllt habe: „Aber wo ist denn das Bild?“, wohl verstehtend, daß es die armen Betrachter vor jener Leinwand sind, die in das Bild verwandelt werden. Eine solche Empfindung stellt sich auch bei vielen Musikern ein, während sie das letzte und unvollendete Werk von Sebastian Bach hören, nämlich die *Kunst der Fuge*. Sie ist nach Meinung vieler der akustische und emotionale Beweis für die Existenz von noch mehr Unvollendeten, in die wir eingetaucht sind. Analoges läßt sich auch von der Philosophie behaupten. Denken wir nur an Plato. Schon Leibniz vertrat die Meinung, das eigentliche Problem des westlichen Denkens sei es, gerade die Dialoge des großen Atheners auf ein System zu reduzieren. Tatsächlich muß sich jede Epoche damit zufrieden geben, zu verstehen, was ihr beim Lesen jener Dialoge, in welche man so leicht eintritt und wieder austritt, an Erkenntnis gelingt; jedoch sehr bald stellt sich das Gefühl ein, es mit einer sich nicht ganz enthüllenden Botschaft zu tun zu haben.

Es soll nun nicht verwegen erscheinen, dieser kleinen Liste berühmter Werke die Schriften von Wilhelm Klein an die Seite zu stellen, einem Philosophen, Theologen und geistlichen Lehrer, der ja im Verlauf seines Lebens nichts publiziert hat. Er war weniger daran interessiert, seine Schüler in ein theologisches System, sondern mehr in die Welt des Geistes einzuführen, die er überraschenderweise als „das Mariengeheimnis“ bezeichnete, wovon er uns Spuren und Notizen in seinen Handschriften hinterlassen hat. Daher die Frage: Wie soll man in diesen Handschriften lesen? Welche ist wohl die wirklichkeitsgetreueste, aber gleichzeitig die am tiefsten vordringende und fruchtbarste Lesart? Die Frage kann zwei Einwände hervorrufen. Da gibt es Leute, die sehen die Absicht, nach einem System zu suchen, nach einer bevorzugten Art und Weise, sie zu lesen, mit der andere Lesarten und Deutungen gezügelt oder abgewertet werden. Und so mancher könnte meinen, da die Erinnerung an harte und erstickende Deutungsmonopole noch nicht verblasst ist, daß es sich um eine dem hermeneutischen Libertinismus gewogene Absicht handele, die jeder Deutung Tür und Tor öffne. Doch das ist nicht der Fall. Man geht nicht auf die Suche nach einem System, nach der absolut richtigen Deutung. Dennoch kann man durchaus nicht darauf verzichten, die Interpretationsfrage zu stellen und nach der besten Methode zu suchen, wie man das Denken Kleins deuten könne.

Ein zweiter Einwand geht gewöhnlich davon aus, daß die Interpretationsfrage hinsichtlich von Kleins Schriften sich nur im Allgemeinen stelle, weshalb man unter Umständen sich fragen kann oder gar muß, mit welchen Mitteln und nach welchen Kriterien eine Untersuchung am besten durchzuführen ist, ohne sich mit den Inhalten zu befassen, d.h., ohne das Spezifische des Kleinschen Vorschlags ins Auge zu fassen. Dieser Einwand ist berechtigt. Dennoch halten wir es für nicht ausreichend, sich die Interpretationsfrage nur im Allgemeinen zu stellen, als ginge es bei Klein nur um die Bildung einer Art Zone unbefangener und frei schwebender

Theologie für den kritischen Geist. Nein, Klein nimmt nicht allein unter den großen Lehrern des Geistes einen bedeutenden Platz ein, sondern auch unter den Theologen des zwanzigsten Jahrhunderts.

2. Forschungserfordernisse

Eine Untersuchung der Beschaffenheit und der Entwicklung des Kleinschen theologischen Denkens ist nicht nur legitim, sondern auch, ausgehend von seinen Handschriften, geboten. Und das um so mehr, wenn sich in diesen Handschriften eine Reihe entscheidender theologischer Fragen ausmachen läßt, die bislang nicht ordentlich studiert, aber kontrovers diskutiert oder falsch interpretiert worden sind. Die erste, die mir in den Sinn kommt, betrifft die theologische Deutung des sogenannten „Mariengeheimnisses“, das er als Ausgangspunkt und konstitutiven Teil der Christologie vorstellt. Es gibt für Klein keine Christologie, die nicht die Mariologie impliziert. Man kann nicht von Christus sprechen, wenn man nicht gleichzeitig von Maria spricht. Und das Motiv ist schnell genannt: In der Sicht Kleins ist Christus „Gott in Maria“. Seine Schüler wissen zur Genüge, daß dies immer ein Fixpunkt seines Denkens war. Aber wo findet sich heute eine philologisch korrekte und theologisch erhellt Interpretation dieses Denkens? Genauer gesagt, - wie soll man seine theologische Deutung des Mariengeheimnisses rekonstruieren, wenn die Mehrzahl seiner Schüler, die, zwar oft auf bemerkenswertem kulturellem Niveau, deren Stichhaltigkeit nur auf der Grundlage von Kriterien und Paradigmen bewerten, die Wilhelm Klein, sich davon distanzierend, als „nestorianisch“ oder „neo-nestorianisch“ zu bezeichnen pflegte?

Ich muß dazu sagen, daß ich selbst erhebliche Schwierigkeiten hatte, das Denken Wilhelm Kleins in Bezug auf das „Mariengeheimnis“ zu verstehen. Dann aber klärteten sich die Dinge nach und nach auf, und das vor allem, nachdem ich begonnen hatte, mir das linguistische Problem bewusst zu machen. M.a.W., daß in der Kleinschen Deutung dieses Mariengeheimnisses in einer partikulären Sprache und Ausdrucksweise reflektiert und vermittelt wird, nämlich der biblischen. Diese aber gibt ihrerseits wieder und vermittelt uns eine tiefe religiöse Erfahrung, die von der Bibel in Szene gesetzt wird, indem sie die Geschichte des Volkes Israel erzählt. Die Bibel, sagte Wilhelm Klein, es mir oft geduldig und liebevoll wiederholend, ist eine Art von „Theaterstück“, eine Inszenierung, deren wichtigste Protagonisten Jesus und Maria sind, die auf der Bühne der inszenierten Geschichte die Heilserfahrung eines Volkes zum Ausdruck bringen.

Eine Erfahrung, die Klein mit Vorliebe – und hier erreichte er den Gipfel des spekulativen Denkens -, in der seinen Schülern wohlbekannten Formel zusammenfasste: „Der Schöpfer lebt immer in seiner Schöpfung“, „die Schöpfung lebt immer in ihrem Schöpfer“. Eine Formel, die Klein dazu diente, um alle daran zu erinnern, daß es keinerlei zeitliche Unterbrechung der Kontinuität in der Erfahrung des Heils zwischen Schöpfung, Erlösung und Heiligung gibt. Das, und nichts anderes, wollte er auch über die Neudefinition des Christus als „Gott in Maria“ zum Ausdruck bringen: die Radikalität einer Intuition, welche über die „superficies historica“ hinaus auf eine Einheit des göttlichen Heilsplanes verweist. In Konsequenz dessen verweist sie auch darauf, daß jede Kreatur seinen schöpferischen, erlösenden und heiligen Akt erfahren kann als eine Befreiung aus dem Chaos, aus der Sünde, aus der Angst.

Bevor sie anfingen zu schreiben, waren die biblischen Autoren Glaubende, d.h. Menschen, die eine tiefe Glaubenserfahrung gemacht hatten. Abraham, so wiederholte er oft, besaß nicht die Bibel, aber wurde als Vater aller Glaubenden angesehen. Und auf den spontan geäußerten Einwand: Wozu dient dann noch die Bibel?, entgegnete Klein ohne zu zögern: Sicher dient sie noch zu etwas, aber es ist nicht die Bibel, die uns rettet, es ist der Glaube. Wie um zu sagen, daß der Glaube nicht von der Bibel abhängt, die doch eine Kreatur ist. Er hängt von Gott ab, der seinen Geist der Liebe in das Herz eines jeden Menschen ausgießt, einer je-

den Kreatur. Was aber tatsächlich nicht daran gehindert hat, zu sprechen, zu schreiben, die Erfahrung des Glaubens in Büchern zu fixieren, die nach und nach als kanonisch betrachtet wurden, und zwar als Regulativ einer bestimmten Weise, den Glauben im inneren Kreis einer bestimmten Gemeinschaft zu interpretieren und auszudrücken. In dieser Hinsicht, sagte Wilhelm Klein gern, sind die Christen biblisch Glaubende, die denken, sprechen und sich auf der Grundlage von als inspiriert gedachten und kanonischen Büchern, also normativen, biblischen Schriften und nicht anderen, bewegen. Und auf der Basis dieser Bücher deuten sie ihren Glauben.

3. Schwierigkeiten bei der Deutung

Die Frage der biblischen Interpretation wird nun zum entscheidenden Punkt in den Handschriften Wilhelm Kleins. Sie besagt nichts anderes als daß wir uns sozusagen vor einer Hermeneutik zweiten Grades befinden, einer Hermeneutik der biblischen Hermeneutik. Bekannt ist ja, daß Klein nur biblische Texte oder solche der biblisch geprägten Liturgie kommentiert hat, immer davon überzeugt, daß in diesen Texten eine religiöse Erfahrung, eine Erfahrung des Glaubens wiedergegeben ist, die letztlich wie auch immer begriffen und gedeutet wird. So hat er seine Hermeneutik auf die Interpretation von zwei zentralen Gestalten der Bibel ausgerichtet: auf die Gestalt des Jesus von Nazareth, des Sohnes der Maria, und der Gestalt Mariens, der Mutter dieses Jesus, in dem zuerst seine Jünger und dann die biblischen Autoren des NT die Gestalt des Messias, des Christus, erahnten. Von hier nimmt die allmähliche und mühevole Deutung Mariens nicht nur als der Mutter Jesu, sondern auch des Christus, ihren Ausgang, der „Christotokos, und Mutter Gottes, der „Theotokos“.

In diesem Vorhaben ist eine doppelte Vorstellung der geschichtlichen Entwicklung festzustellen, und zwar mehr im Allgemeinen der Historie als einer Aufeinanderfolge von Fakten, jedoch auch als Ereignis und Erfahrung eines Ereignisses verstanden, dessen tiefer Bedeutung man sich nur über das Wort annähern kann. In dem faktischen Moment, in dem man, wie es in der Bibel geschieht, über dieses Ereignis schreibt oder von ihm spricht, tritt man unausweichlich in die Welt des Logos, des Wortes, der Interpretation ein. Und dann ist die Wahl der Methode ungemein wichtig. Man kann die Methode der Dialektik anwenden, der Synthese der Gegensätze, wie auch weitere Methoden, zum Beispiel die phänomenologische, die über sukzessive Bearbeitungen zur Bestimmung des Wesens der Dinge gelangt.

Was jedoch nach Klein allein wichtig ist und zählt, ist das Annehmen und Leben dessen, was uns schon längst geschenkt ist. In der Sprache der Bibel ist das Maria, Prinzip und Vollendung der reinen Schöpfung, die nicht „moritura“ ist, d.h., unauflöslich mit ihrem Schöpfer vereint.

Von hier aus verstehen wir den von Wilhelm Klein gegenüber seinen Schülern immer wieder gern wiederholten Refrain, mit dem er in ihnen die für ihn schönste und tiefste Botschaft der Bibel erklingen lassen wollte: „In ipso vivimus movemur et sumus“, in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir. Eine Botschaft, die wir in der Apostelgeschichte finden, die uns aber, so bemerkte er, nicht in Worten eines biblischen Autors erteilt wird, sondern durch die eines heidnischen Poeten. Damit will er uns an eine zu oft vergessene Wahrheit erinnern, nämlich daß die religiöse Erfahrung, die Erfahrung des Glaubens, sich in biblischen Ausformulierungen finden kann, aber auch in nicht-biblischen.

Worum es Wilhelm Klein im Grunde ging und was ihn seinen Schülern gegenüber am stärksten bewegte, war folgendes Motiv. Ihnen zu helfen, eine authentische religiöse Erfahrung zu machen, eine Erfahrung des Glaubens, und dabei wahrzunehmen, daß kein Wort, keine Deutung, keine Formulierung imstande ist, die Wahrheit einer Erfahrung adäquat auszudrücken, weil diese den Logos, das Wort überschreitet, insofern sie Frucht des GEISTES ist.

Hier liegt das Motiv für sein unermüdliches Kreisen um eine einzige große Wahrheit. Er modulierte und illustrierte sie in vielen Variationen über zahllose Analogien und Meta-

phern, vor allem biblische, die in meinen Ohren wie die sublimste Tautologie wiederhallte, die ich jemals vernommen hatte. Geht es denn schließlich, so fragte er, nicht um das eine, dem die Analogie und die Metapher dienen müssen, nämlich dem Ziel, den Logos zu überschreiten auf das Leben hin, das die Bibel in verschiedenster Weise und auf vielerlei Art definiert, jedoch im Neuen Testament mit dem Wort „Agape“ bezeichnet?

4. Zu einer kritischen Analyse

Zum Thema „Agape“ erinnere ich mich an eines der ersten Gespräche mit Wilhelm Klein im nun schon fernen Jahre 1967. Nachdem er sich erkundigt hatte, warum ich in Bonn war und zu welchem Zweck, fragte er mich unvermittelt nach dem Thema meiner Doktorarbeit. Ich antwortete ihm, es sei die „Agape im Werk von Anders Nygren“. „Gut, gut“, kommentierte er, „die Agape ist zweifellos ein fundamentales Wort des Neuen Testaments. Aber bitte nicht nur >philologisch< sein. Es sind nicht die Worte, die wir lieben sollen, sondern die Personen. Und in den Personen, in den Kreaturen treffen wir auf Gott, den Schöpfer“. Ich kümmerte mich nicht besonders um diese Empfehlung, denn sie schien mir eher selbstverständlich. Erst später verstand ich besser, was Klein am Herzen lag. Es war der Unterschied zwischen „Logos“ und „Agape“. Die Bibel redet gewiß vom „Logos“. Doch dieser Logos, von dem die Bibel spricht, besonders im Johannesprolog, ist nicht das menschliche Wort! Es ist das Wort Gottes, das WORT, von dem der Evangelist sofort im *Incipit* seines Evangeliums sagt, es sei bei Gott, ja sogar, es sei Gott selber. Dann aber fährt er fort: „Et Verbum caro factum est“, das WORT ist Fleisch geworden. Wo? Im Schoß Mariens, in der Schöpfung, wo Gott die menschliche Natur angenommen hat, d.h., nicht das Antlitz dieses oder jenes Individuums, sondern das eines jeden menschlichen Seins.

All das drückt die Bibel offensichtlich aus über „Allegorien“, Gestalten, Bilder, Gleichnisse, Worte, die auf ein anderes verweisen.

Dazu erinnere ich mich übrigens wieder an eine Anekdote, die vielleicht wahr ist oder nur erfunden. Wilhelm Klein bediente sich ihrer, um mir zu erläutern, was er meinte: Eines Tages entdeckte eine Mama, daß der Bildschirm des Fernsehers im Wohnzimmer verschmutzt war; es waren da Streifen, wie wenn ihn jemand berührt hätte. Natürlich dachte sie sogleich an ihren kleinen Buben. Sie beschloss, ihn im Auge zu behalten, ohne sich es anmerken zu lassen. Und was entdeckte sie? Zu ihrer großen Verwunderung sieht sie, wie der Kleine während einer Fernsehsendung aufsteht, zum Fernseher rennt und die Buben, die auf dem Bildschirm erscheinen, leicht berührt und über sie mit dem Finger streicht. Die Mama lächelt erleichtert und denkt: Er wird noch wachsen und reif werden, ein Erwachsener, und dann wird er lernen, die Bilder von der Realität zu unterscheiden. Und Kleins Kommentar dazu war: Wieviele Christen haben eigentlich gelernt, die Bilder, auch die biblischen Bilder, von der Realität zu unterscheiden?

An welche Realität dachte Klein? Offensichtlich doch an diejenige, von der er in seinen Handschriften spricht. Wer sich deshalb seinem Denken nähern möchte, kann sich nicht einer kritischen Untersuchung seiner Handschriften entziehen, besonders der beiden entscheidenden Punkte darin, die wir genannt haben: einmal das Mariengeheimnis und dann seine Auffassung von dem, was Geschichte ist. Ohne übrigens zu vergessen, daß Wilhelm Klein nie war und auch nie ein Theologe der Zunft sein wollte. Darin liegt die Besonderheit seines Werkes und seiner Gestalt, die nicht zu vernachlässigen ist. Eine weitere nicht zu vernachlässigende Besonderheit besteht darin, daß er seine Niederschriften nicht publizieren wollte. Er zog es vor, im Herzen und im Gedächtnis seiner Schüler zu leben.

Doch nun sind seine Niederschriften, wenn auch nur „ad usum privatum“, veröffentlicht worden und beginnen autonom ein Eigenleben zu entwickeln. Es wird also nicht mehr möglich sein, sie einer historisch-kritischen Überprüfung zu entziehen, die schon aus Prinzip keine äußeren Beschränkungen zulassen kann und darf. Die genannten besonderen und her-

ausgearbeiteten Charakteristika gelten folglich nicht für den Beobachter und den Wissenschaftler, der sich außerhalb der geschichtlichen Bewegung von Kleins Schülern stellt. Das ist ein Vorteil, aber auch ein Nachteil; denn einerseits ist es leichter, sich der Faszination und der Suggestion zu entziehen, unter deren Einfluß seine Schüler standen, andererseits stellt sich die Frage, welche Methode wohl die angemessenste gegenüber der Natur dieses besonderen Gegenstands ist, nämlich dem Werk eines Autors, der zwar so geschrieben, aber seine Schriften nicht publiziert hat.

5. Im Dialog mit Wilhelm Klein

Eine kritische Analyse der Schriften ist nur möglich im Dialog mit Wilhelm Klein über sein Werk und über die Interpretationen seiner Schüler. Die sich eröffnende Perspektive ergibt sich aus zwei Beobachtungen. Denn wer die Handschriften liest, befindet sich im Innern einer widersprüchlichen Realität, eines Prozesses, einer Denkbewegung, deren Struktur sowohl ungleichzeitig wie auch gleichzeitig ist. Folglich wird man einerseits die historische Realität der Zeit Wilhelm Kleins mit den Augen Kleins sehen müssen und Klein selbst mit den Widersprüchen und den Möglichkeiten jener Realität. Auf der andern Seite wird unsere Zugehörigkeit zu einer davon verschiedenen Realität in den Blick kommen müssen, da jede historische Realität verschieden von der andern ist.

Diese unsere Zugehörigkeit wird zur Prämisse und Voraussetzung eines vollkommenen und profunden Verständnisses des Werkes von Wilhelm Klein. Sie ist geradezu die Bedingung der Möglichkeit einer Erforschung auf der Suche nach in seinen Schriften hinterlegten Antworten auf heutige Fragen. Die aber bestehen nicht aus toten und handlichen Zitaten oder einer rationalistisch und spekulativ verstandenen und abgeleiteten Methode, sondern sind stets im Zusammenhang und im Kontext konkreter Probleme und ihrer fortschreitenden und konkreten Lösungen zu sehen. In einer historische Gestalt annehmenden Handlung gibt es immer den Gegensatz zwischen dem Entwurf, der geistigen Bewegung dieses Entwurfs und dem Ergebnis des Entwurfs selbst.

Die Hegelsche „List der Vernunft“ entspringt genau dieser Entdeckung und dem Versuch, jenen Gegensatz zu rationalisieren. Doch die Epoche der Gegensätze, der Interpretationen, der Kontinuitäten und Diskontinuitäten, die sich im Innern des Katholizismus auftun, vor allem seit dem Vatikanum II, steht heute im Widerspruch zu einem neuen Phänomen, dem der Globalisierung. Für die Vernunft ist es folglich schwieriger geworden „listig“ zu sein.

Die Geschichte des Katholizismus ist in ihre radikal neuartige und ursprüngliche Phase eingetreten. In ihr beschäftigt man sich nicht mehr so stark mit einem Komplex vertikaler Divergenzen, die innerhalb von ein und demselben historisch-geographisch umrissenen Gebiet aufkommen. Ihre treibende Kraft liegt in einer zunehmenden Universalisierung und gleichzeitig einer Anfechtung des christlichen Denkens und Handelns. Und wenn die erstere Tendenz (die universalisierende) eine größtmögliche Expansion der christlichen Erfahrung mit sich brächte, so bringt die zweite (die in Frage stellende) Tendenz neue geschichtlich-kulturelle Deutungen hervor und tendiert dazu, jene Expansion auf ein Minimum zu reduzieren, indem sie erst einmal die Tragweite und Belastbarkeit dieser oder jener Deutung oder partikulären Inkulturation herausarbeitet und sich herauskristallisieren läßt.

Mit diesen Überlegungen haben wir uns ein wenig von der Anfangsfrage, wie man am besten die Schriften Kleins lesen solle, entfernt. Das jedoch nur scheinbar. In Wirklichkeit haben wir versucht, auf diese Frage nicht schon mit dem Vorschlag eines besonderen oder persönlichen Lesemodus zu antworten, der aus einer konkreten historischen Forschungsaufgabe entsteht. Es ging vielmehr darum, die objektiven Bedingungen der Möglichkeit herauszufinden, unter denen jener Modus, mag er auch von besonderer oder persönlicher Art gesucht werden kann.

Giuseppe Trentin